

Unsere Zeit...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **100 (1974)**

Heft 22

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-512669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Etwas, aber noch nicht genug

Gerade «unserem» Fernsehen, das als unkommerzieller Monopolbetrieb kein Sklave der Einschaltzahlen, also nicht nur auf den «Erfolg» ausgerichtet sein muss, obliegt auch die schöne und wertvolle Aufgabe, *unbequeme* Sendungen zu machen, sich der Minder-

heiten, der Schwachen und Benachteiligten in unserer Gesellschaft anzunehmen. Heisst es jeweils. In Jahresberichten, bei Jubiläen und wenn es sonst ein etwas schlechtes Gewissen zu beschwichtigen gilt.

Aber hat nicht gerade kürzlich das Schweizer Fernsehen – Doch, es hat, und es sei ihm hoch angerechnet. In einem Film von Mario Cortesi («*Timbuktu*») brachte es auf recht eindrückliche Art die Probleme um ein *mongoloides Mädchen* zur Sprache. Probleme innerhalb der Familie (z. B. mit dem normalen Bruder) und ausserhalb (z. B. mit den so verständnisvollen erwachsenen Mitmenschen ...).

Also, was will denn der noch mehr, warum immer kritisieren? Wie gesagt, der Film war recht eindrücklich, das konnte ich schon an der Reaktion meiner Kinder sehen, mit denen ich die Sendung anschaute. Trotzdem vielleicht ein paar Fragen, auch wenn (oder: gerade weil) es um einen verdienstvollen aber sicher schwer zu gestaltenden Beitrag ging. Weshalb

muss unter die einprägsamen Bilder (z. B. das strahlende Gesicht dieses invaliden Mädchens) ständig Musik à la Love Story gelegt werden? Wem traut man da wieder einmal nicht: seinen eigenen gestalterischen Fähigkeiten, der Intelligenz des Zuschauers – oder beidem?

Dann konnte der Autor einigen geschmacklicheren Beigaben nicht widerstehen. Müssen zur Darstellung eines Albtraums wirklich zuerst Donner und Blitz eingeblendet werden? Immer noch? Und war die (Zusatz-)Geschichte des bedauernswerten «Banjoboy» wirklich auch noch nötig? Ohne sie wäre der Film auch noch etwas kürzer geworden. Sehr zum Vorteil der jugendlichen Aufnahmebereitschaft.

Denn «*Timbuktu*» kam am späteren Nachmittag – für die Kinder. Selbstverständlich sollen die Kinder über die Probleme des behinderten Mitmenschen beizeiten aufgeklärt werden. Damit sie später einmal etwas mehr Verständnis haben als die heutigen Grossen – beispielsweise. Aber auch die-

sen Grossen sollte man es halt ab und zu einmal sagen.

Und da müsste man sich etwas einfallen lassen. Denn eine Sendung, die «Unangenehmes» bringt, also zum Nachdenken auffordert, Verständnis und Hilfsbereitschaft hervorrufen will, schauen sich, wenn sie als solche angezeigt und angesagt wird, gerade jene nicht an, die es am nötigsten hätten ...

Und diese gilt es halt trotz allem zu «erwischen», sie dann und dort zu packen, wo sie es nicht erwarten – und es erst merken, wenn sie die Lektion hinter sich haben und dabei (hoffentlich) etwas gelernt haben ...

Ich meine, diese Hoffnung muss man einfach haben. Gerade bei unseren SRG-Medien. Selbst wenn dort vor nicht zu langer Zeit ein abteilungsleitender Mann gesagt haben soll, an einem Samstagvormittag (wenn erfahrungsgemäss sehr viele Leute eingeschaltet haben!) wolle er nichts «von solchen Themen» hören, selbst dann heisst es trotzdem noch immer hoffen.

Telepalter

Unsere Zeit ...

Olaf Holm, norwegischer Parlamentsabgeordneter: «Nichts vermag die moderne Entwicklung besser zu kennzeichnen als zwei Merkmale: Die Raketen werden immer schneller, die Post immer langsamer.»

*

Der Soziologe David Moynihan: «Die Zeit der Gewalt und des Aufbegehrens geht zu Ende. Die Jugend wird zwar weiterhin wie Linke denken, aber wie Rechte leben wollen.»

*

Wolfgang Gruner: «Nostalgie ist nichts anderes als ein schlechtes Gedächtnis für schlimme Ereignisse und ein gutes Gedächtnis für gute.»

*

Danny Kaye: «Geld allein macht nicht glücklich. Es gehören auch noch Aktien, Gold und Grundstücke dazu.»

*

Der englische Rationalisierungsfachmann Prof. Parkinson: «Wer die Menschen wieder zum Gehen verführen will, darf den Autovekehr nicht einschränken, sondern muss ihn ausbauen. Erst wenn die Strassen hoffnungslos verstopft sind, wird sich der Mensch wieder an seine Beine erinnern.»

*

Salvador Dali: «Wer heutzutage Karriere machen will, muss schon ein bisschen Menschenfresser sein.»

Heinrich Böll: «Mir ist Marcel Proust einleuchtender als die Oelkrise.»

*

Helmut Qualtinger: «Vieles wird zusehends schlechter, anderes wegsehend nicht besser.»

*

Ernest Hemingway: «Das Merkwürdigste an der Zukunft ist wohl die Vorstellung, dass man unsere Zeit später die gute alte Zeit nennen wird.»

*

Erhard Eppler: «Mir graut vor einer Generation, die schon in der Schule gelernt hat, im Klassenkameraden den Rivalen zu sehen.»

TR

Nützliche Begegnungs-Hilfen

Manche Leute sind beleidigt, wenn man sie nicht grüsst. Bei andern steigert sich dieser Zustand, wenn man sie wohl grüsst, aber nicht beim Namen nennt. Nun ist der Mensch, hoffe ich, mehr als ein Verzeichnis auf zwei Füssen, und da kann es nicht schaden, einige längst bekannte Ratschläge zu wiederholen.

Der Gruss ist etwas Schönes, weit mehr als ein mechanisches Sich-zur-Kennntnis-Nehmen. Wie oft aber verhindert das Gedächtnis, diese Erkenntnis voll zu würdigen. Mit einiger Übung lassen sich solche Blockaden überbrücken. Dem «Guete Tag» oder «Guete-nabe, Herr...» ein rasches, fast wieherndes «hehehehe» nachzuschicken, ist keine hochstehende Lösung. Solche Kicherlaute setzen zum mindesten einen Hut voraus, denn Hutgrüsse nehmen bei Nichtwissen des Namens der Situation das Peinliche und Verletzliche fast völlig. Je nach Person, mit der die Gedächtnislücke unweigerlich konfrontiert ist, kann mit einem Mehr oder Weniger an Hutheben eine feine Ausgewogenheit erzielt werden.

Bewährt hat sich auch die aktuelle Bemerkung, d. h. man setzt anstelle des Namens sofort etwa hinzu: «s chunnt de cho rägne.» In der Stadt kann der Herannahende, dessen Namen wir vergessen haben, mit dem alten Trick des Schaufensterguckens unschädlich gemacht werden. In Aussenquartieren, wo Schaufenster häufig fehlen, erfüllt das Bücken zum Schu-

binden – kleines Mäuerchen für ältere Jahrgänge meist vorhanden – den gleichen Zweck. Etwas mehr Erfahrung, weil die Ansprüche an die Glaubwürdigkeit höher, braucht das Niesen. Wenn man fast auf gleicher Höhe ist und schon zu einem leichten Kopfnicken angesetzt hat, niest man ein- oder zweimal. Hat der namenlose Bekannte gar ein «Gsundheit» nachgeschickt, haben wir am Ende des «Danke» die Gefahrenzone bereits verlassen. Um die Mittagszeit beifällt man sich vorteilhaft mit «E Guete», denn dieser Wunsch kommt ohne Zutat aus. Stehen Fluchtwege offen und sind Zeit und Bedürfnis nach Körpertraining vorhanden, ist ein grösserer Umweg durch ein Quartier oder einen Stadtteil empfehlenswert; man entdeckt da immer viel Neues und begegnet nur mit allergrösstem Pech wieder jenem Individuum, dem wir aus dem Weg gehen wollten.

Bereitet uns der Name des Grussberechtigten keine Mühe, sagen wir vernehmlich – erhobenen Hauptes und mit dem Ansatz eines Lächelns – «Guete Tag, Herr Klötzli!» Ist Herr Klötzli Frau Klötzli, darf der Grad des Lächelns ruhig um einiges verinnerlichter aufscheinen – aus meiner Sicht. Von Ihnen aus gesehen, verehrte Dame, wäre es im umgekehrten Fall umgekehrt. Schliesslich, wenn uns das namenlose Elend in Gestalt eines Menschen begegnet, bei dem wir unausweichlich werden stehenbleiben müssen, warum nicht geradewegs auf ihn zusteuern, anhalten, Hand drücken mit den Worten: «Guete Morge! Exgüse, i ha Eue Name vergässe.» Auch eine Lösung.

Ernst P. Gerber

